

Thomas Alkemeyer, Nikolaus Buschmann

Das Ende der Spielphilosophien und die Zukunft der Karnevalstruppen. Ultimative WM-Analysen

Das Ende des Konzeptfußballs

Beginnen wir mit dem Nebensächlichen, dem Fußball. Die Vorrunde war voller Favoritenstürze. Nicht alle waren überraschend. Die Three Lions scheitern eher erwartbar. Ähnlich die Portugiesen. Sie zeigten einmal mehr, dass ein Weltfußballer allein noch keine gute Mannschaft ausmacht. Das weniger erwartbare Momentum der Gruppenphase allerdings war die Demontage der spanischen Nationalmannschaft. Ihre Dominanz ist gebrochen, vorerst zumindest. Die aktuelle Spielergeneration ist in Würde gealtert, die nächste Generation um Thiago, Martinez und Isco steht freilich schon bereit. Das 5:1 der Niederländer gegen Xavi, Iniesta und Co war spektakulär, das vergleichsweise unspektakuläre 2:0 der Chilenen dagegen die eigentliche Sensation: Gegen die Voetbalelftal hatten die Spanier fast eine Halbzeit lang wie gewohnt knapp geführt. Alles sah nach einem typischen spanischen Sieg aus, bevor nach dem Flugkopfball durch Robin van Persie der Orkan über sie hereinbrach. Im Fußball scheint sie noch möglich: die Einzelaktion, die einem Spiel eine neue Wendung gibt. Gegen die gut organisierten und physisch präsenten Südamerikaner, denen in der stark besetzten Gruppe B nur Außenseiterchancen eingeräumt wurden, war der amtierende Welt- und Europameister jedoch auf ganzer Linie chancenlos. Tiki-taka ist nicht mehr. Daran ist nicht das brasilianische Klima Schuld, sondern es gibt inzwischen wirksame Gegenmittel. Mit dem Ballbesitzfußball scheiterten zuletzt bereits der FC Barcelona und die Über-Bayern in der Champions League – gegen Atletico und Real aus Madrid. Was im übrigen die Innovationsfähigkeit des spanischen Vereinsfußballs belegt, die in der barcelonisierten Nationalmannschaft allerdings noch nicht angekommen ist.

Trotz des einen oder anderen deutlichen Sieges: Die Leistungsdichte war bereits in der Gruppenphase ungemein hoch. Und in den Finalrunden gingen gleich sieben Spiele in die Verlängerung, vier davon wurden im Elfmeterschießen entschieden. Die Zeiten, in denen sogenannte Fußballzwerge auf die „Schlachtbank“ geführt wurden, sind vorbei: Mannschaften wie die Schweiz, die unglücklich gegen den späteren Finalisten Argentinien verlor, oder eben die Chilenen, die einer Selecao mit Neymar und Silva beinahe schon im Achtelfinale den Garaus bereitet hätten, gleichen einen Mangel an individuellen Qualitäten durch taktische Disziplin, ausgezeichnete körperliche Verfassung und intelligentes Coaching aus. Auch die deutsche Mannschaft, immerhin die beste des Turniers, hätte gegen Ghana verlieren und gegen Algerien locker ausscheiden können. Per Mertesacker hatte Recht in seinem „Wut-Interview“: Im Gegensatz zum späteren Halbfinalgegner der Deutschen waren die Algerier alles andere als eine Karnevalstruppe.

Zwei Trends charakterisieren den heutigen „Trainerfußball“. Erstens: Die Mannschaften agieren wie durchrationalisierte Kollektivkörper, die von einem hochprofessionellen Betreuerstab genauestens analysiert, auf Effizienz getrimmt und von Spiel zu Spiel so „eingestellt“ werden, dass selbst ein Messi neutralisiert werden kann. Das mutet bisweilen öde an. Es zeigt aber auch, dass spielerischer Kreativität durch akribische Trainingsarbeit mit einer anderen, systemischen Kreativität begegnet werden kann. Selbst die fußballerisch arg limitierten Griechen zogen auf diese Weise gegen hochbegabte, aber konzeptlose Individualisten aus der Elfenbeinküste ins Achtelfinale ein. Dort setzten sich nun alle Gruppensieger aus der Vorrunde durch, in zumeist knappen Spielen, in denen

insbesondere die Abwehrkunst der Abseitsfalle perfektioniert wurde. Mit den Favoritenstürzen war jetzt Schluss. Im Halbfinale trafen drei der vier erfolgreichsten WM-Teilnehmer überhaupt aufeinander – und mit Oranje das beste Team, das niemals Weltmeister wurde. Auch die Finalpaarung war ein Klassiker, der bereits zwei Mal aufgeführt wurde. Zweitens: Die erfolgreichen Mannschaften agierten pragmatisch. Die Zeit, in der Ideen, die für eine ideale Welt konzipiert wurden, umgesetzt werden sollen, um dann ein ums andere Mal an der wirklichen Welt zu scheitern, sind vorbei: Wenn es die Situation erfordert, wird vom Totaalfoetbal ebenso abgerückt wie von einer Viererkette aus Innenverteidigern. An die Stelle von Spielphilosophien, die den Mannschaften ihren individuellen Stempel aufdrücken, sind Systembaukästen getreten, mit deren Werkzeugen teilweise radikale Umbaumaßnahmen möglich werden. Auch landestypische Spielweisen verlieren damit jede Bedeutung. Das Wissen des Fußballs zirkuliert global und wird von international agierenden Akteuren situationsadäquat ausgeformt. An keiner Mannschaft lässt sich die erfolgreiche Abkehr vom Dogma besser beobachten als an der deutschen: Fallen wichtige Spieler aus, wird nicht geklagt, sondern anders agiert. Hinzu tritt die Einsicht, dass das Spiel auch Schmutz, Leidenschaft und passende Korrekturen braucht, um erfolgreich zu sein.

Die Segnungen der Professionalisierung

Vergangenheitsverklärer mögen diese Wendung hin zu einem professionellen Pragmatismus schlimm finden. Aber sie hat auch ihr Gutes. Immerhin verringert sie jedes (falsche) Pathos. Zwar habe jene Kommentatoren, die nachher bereits vorher gewusst haben wollen, dass verweichlichte „Heulsusen“ wie die Brasilianer nicht titelfähig seien, die Grenzen des Erträglichen weit überschritten. Allerdings ist der Mythos des brasilianischen Fußballs wohl auch an Überemotionalisierung zerbrochen: Zu groß war die Last, nicht nur für das Glück der Nation, sondern auch noch für die Ehre eines verletzten Helden (Neymar) spielen zu müssen. Keineswegs zu Unrecht hat Felipe Scolari in der Pressekonferenz nach der „Schande“ von Belo Horizonte auf seine Erfolgsbilanz verwiesen: Noch im vergangenen Jahr hatte seine Mannschaft den Confederation Cup gewonnen und die damals noch unbezwingbaren Spanier mit 3:0 besiegt. Mit einem Transferwert von über 460 Millionen Euro zählte die Selecao zu den drei wertvollsten Mannschaften des Turniers. So schlecht kann sie also nicht sein. Und das Erreichen eines WM-Halbfinals ist auch keine Selbstverständlichkeit. Wenn in den Feuilletons nun auch noch Parallelen zwischen dem „Niedergang“ des brasilianischen Fußballs und dem maroden Zustand des Landes gezogen werden, ist das nur eine intellektuell verbrämte Fehldiagnose, die sich nicht einmal im Vorhof der Fußballkompetenz befindet. Dennoch: An der emotionalen Überlastung seines Teams hat auch der „Bauchtrainer“ Scolari seinen Anteil. Weniger Gefühlstheater wäre mehr gewesen.

Überdross am Gefühlstheater

Dies gilt auch für die Fernsehübertragungen. Der Fußball ist reich an „authentischen“ Gefühlen. Er muss nicht zusätzlich noch künstlich emotionalisiert werden: niedliche (dicke) Kinder an Fußballerhänden, das dauernde Heranzoomen der Kameras an Kindchengesichter und – immer wieder – schöne Frauen, am besten weinend, so dass – besonders anrührend – die Schminke verläuft, das penetrante Inszenieren von Verbrüderungen der Spieler verschiedener Nationalität nach den Spielen – man mochte dieses Inszenieren von Gefühlsduselei nicht mehr sehen. Der Fernseh-Sport war schon immer der Verbündete der Werbung. Beide, der Sport und die Werbung, setzen auf

Emotionen. Deshalb ist ihre Ehe nur folgerichtig. Die WM in Brasilien hat die Ästhetik des Sports und die der Werbung endgültig bis zur Unkenntlichkeit verschmolzen. Nicht nur die korrupte Selbstherrlichkeit der FIFA, sondern auch die Macht dieser Bilder trübte das Vergnügen am Fußball gewaltig. Das Bemühen um schöne Bilder, die jede Kritik vergessen machen wollen, wirkte angestrengt. Ebenso wie der dauernde Hinweis darauf, wie sympathisch „wir“ doch seit 2006 im Ausland überkämen. Reporter wirken an diesem Theater mit. Sie schreiben die Heldenerzählungen der Sportindustrie fort und liefern gefallene Helden wie die Brasilianer ihrer Häme aus. Der neudeutsche Party-Patriotismus ist Bestandteil und Ergebnis dieser Inszenierung und legitimiert diese zugleich. Der Schwenk zu den Fan-Meilen authentifiziert das Geschehen auf dem Rasen als ein Gemeinschaftserlebnis, das dem Alltagsrassismus salonfähige Artikulationsmöglichkeiten verschafft, wie nicht nur das „blackfacing“ im Spiel gegen Ghana zeigte.

Die Unmöglichkeit der Unfehlbarkeit

Ähnlich ergeht es den Schiedsrichtern. Sie standen von Beginn an im Fokus der Kritik, gern auch mit dem Hinweis auf ihre nationale Herkunft wie im Vorfeld des Finales: Wie kann es nur sein, dass ein Italiener ein solches Spiel pfeifen darf? „Spaghetti-Fresser“ tönte es in der Verlängerung vereinzelt aus dem fernsehenden Kollektiv.

Sport führt eine Leitidee der modernen Gesellschaft auf. Sie lautet: Ein jeder ist für seine Leistung selbst verantwortlich. Wie jede Idee so wird auch diese in der Wirklichkeit ad absurdum geführt. Ideologen und Romantiker halten an ihr fest. Kontrafaktisch. Denn längst wird auch der Sport von einer Systemrationalität beherrscht, die sich auf modernste Technologie stützt. Die Referees werden für Fehler verantwortlich gemacht, die man unter Umständen erst in der vierten Super-SloMo sieht, dann aber auch das Publikum im Stadion. Die Entscheidung wird zur Fehlentscheidung erst durch die Techniken der Sichtbarmachung. Sie lässt die Schiedsrichter wie wahre Pfeifen aussehen. Hinzu kommt: Das Qualitätsgefälle im internationalen Profi-Fußball wird sich in Zukunft weiter verringern, das Spiel sich weiter beschleunigen. In Partien zwischen nahezu gleichwertigen Gegnern entscheiden Details. Die Diskussion um den Video-Beweis wird ebenso wenig abklingen wie der Ruf nach Profi-Schiedsrichtern.

Keine Maßnahme wird dem Fußball freilich seine Kontingenz nehmen können. „La Mannschaft“ hat verdientermaßen den Titel eingefahren. Aber auch sie wird sich in Zukunft wieder schwertun – gegen überzogene Erwartungen ebenso wie gegen eine neue Generation von Fußballkünstlern aus der Heimat des Karnevals. Und das ist auch gut so.